

Visualität als Lebens- und Erkenntnisform des Menschen

(8. Okt. 2012)

5. Vorlesung,

Willkommen im Alltag der sichtbaren Wahrheiten!

Wie alltägliches Sehen den Zusammenhang zwischen Verstehen und Missverstehen erfahrbar macht

Meine Damen und Herren,

was ist die Alternative zu Platos Auffassung, dass nur das Denken einer unwandelbaren, von allem Werden befreiten Wahrheit über das Sein, die ohne Zweifel einen absoluten Anspruch erhebt, überhaupt Erkennen sei? Manche heutigen Philosophen – wie z.B. Richard Rorty – behaupten, dass die Aufgabe des absoluten Anspruchs auf Wahrheit das Ende des Projekts von Philosophie und Wissenschaft sei. Jeder Anspruch, dass sich philosophisch etwas erkennen lässt, wäre damit aufgegeben. Doch werde ich, wenn ich aus guten Gründen Platos Auffassung von dem Denken der unwandelbaren Idee des Guten widerspreche, für mich beanspruchen, etwas zu erkennen und verständlich zu machen, das ich für wahr halte. Hatte ich nicht gerade, in der vorletzten Vorlesung behauptet, dass das Sehen gerade dadurch menschenmöglich ebenso wie wert- und sinnvoll wird, dass der Blick sich nicht auf den Himmel oder auf mathematische Formeln richtet, sondern ein Sehen ist, indem sich der Blick mit dem Blick der Augen eines anderen Menschen verschränkt? Wenn wir dann in den Himmel mit anderen als kosmologischen Erkenntnisabsichten blicken, z.B. weil wir ihn schön,

beeindruckend oder vom morgigen Wetter kündend finden, werden wir sehr wohl etwas erkennen, was auch als ein Erkennen und Verstehen aus eigenem Recht ist. Wie entgehen wir aber, wenn wir das beanspruchen verstanden zu haben, dem, wie ich finde, menschenfeindlichen Anspruch Platons das nur ein Denken absoluter Wahrheit überhaupt ein Verstehen im vollen Sinne sein kann? Denn dies ist eine weitere Konsequenz, die wir aus dem Höhlengleichnis ziehen können: Wo unsere Überzeugungen über Dinge und Sachverhalte nicht auf der Erkenntnis absoluter Wahrheit beruhen oder durch diese gestützt werden, kann von Verstehen nicht einmal in Annäherung die Rede sein: Das Verstehen und das Erkennen der Wahrheit über das Unwandelbare sind für Plato untrennbar verbunden.

Wollen wir dem platonischen Philosophietyp substantiell etwas entgegensetzen, so kann eine Antwort nur auf den Einsichten über das gemeinsame Sehen aufbauen, die wir in der vorletzten Vorlesung erarbeiteten. Wir werden sie so verallgemeinern, dass wir sagen dürfen: Wir können nicht nur nicht allein sehen, wir können auch nicht allein erkennen und verstehen. Das soll zunächst nur zweierlei bedeuten: Zum einen, dass ein einzelnes Verstehen nie allein das Verständnis eines einzelnen Menschen ist. Verstehen ist stets auch ein Akt der Teilhabe und Ergänzung, so dass sie bereit auf den Andere hin ist und im weiteren auf Teilhabe und ergänzende Korrektur abzielt. Zum anderen folgt aus diesem ersten Punkt, dass jedes Verstehen beschränkt ist, so dass Irrtum und Nicht-Verstehen bereits in ihm eingebettet ist. Das bedeutet aber: Verstehen ist nicht nur mit dem Nicht-Verstehen untrennbar verbunden, sondern auch das Erlebnis von Irrtum, Verwirrung, Zweifel, auch wenn wir sie als lästig und geradezu bedrohlich empfinden, sind von dem Prozess des Verstehens nicht zu trennen.

Wir können nun den absoluten Verstehensbegriff und den platonischen Denkaristokratismus also dadurch vermeiden, dass wir ein ganz anders gestaltetes Verhältnis zwischen Verstehen und Nicht-Verstehen, Gewissheit und Zweifel, Klarheit und Verwirrung zu begründen suchen. Dann können wir auch dieses andere, visuelle Verstehenskonzept für die weiteren Vorlesungen methodisch nutzbar zu machen. Wie könnte eine solche visuelle Konzeption aussehen und wie verhält sie sich zur philosophischen Denken, dass ja sprachlich abläuft? Im provisorischen Vorgriff auf das Resultat dieser Vorlesung können wir dies schon sagen: Auf der visuellen Ebene ist der individuelle Akte des Blickens immer beschränkt und kann täuschen. Doch ein Blick irrt nicht, ist nicht deshalb schon falsch. Vielmehr wird er erst durch ein verallgemeinerdes Wahrnehmungsurteil, das den einzelnen Anblick durch eine vergrößerte, verallgemeinerte Aussage wiedergibt, manchmal mit einem Irrtum verknüpft. Doch da kein Blick für sich allein bestehen kann, ist auch jedes Urteil im Prozess der offen wechselnden Anblicke korrigierbar.

Doch diese methodischen, metaphilosophischen Fragen, Probleme und Thesen sind bisher noch unausgewiesen und viel zu allgemein formuliert als das ich hoffen kann, Sie Ihnen bereits verständlich gemacht zu haben. Ich weiß sehr wohl, dass Sie noch etliche korrigierende Ein- und Anblicke benötigen, um überzeugt zu werden. Damit diese Thesen über Verstehen, Nicht-Verstehen und Wahrheit anschaulicher und klarer werden, will ich sie konkreter, anschaulicher formulieren. Ich will dies – Sie werden es vielleicht schon ahnen – am Verstehen von Seherfahrungen aus erläutern. Ich gehe dazu von einem Beispiel aus einem Roman aus. Die amerikanische Schriftstellerin Siri Huvstedt erzählt in ihrem Roman „Was ich liebte“ die folgende Geschichte über das plötzliche Fremdwerden des

Alltäglichen:

“Es war in dem Sommer, als [mein Vater] zehn geworden war, auf dem Lande, bei Potsdam, wo seine Eltern ein Ferienhaus besaßen. Er hatte von Geburt an jeden Sommer dort verbracht und kannte die Wälder, Hügel und Wiesen in der Umgebung dieses Hauses in- und auswendig. Mein Vater betonte, daß er sich mit seinem Bruder David gestritten hatte, kurz bevor er in den Wald lief. ... Auf diesen Streit hin rannte mein Vater davon, kochend vor Wut und Empörung, doch nach einer Weile legte sich sein Zorn, und er fand Spaß daran, durchs Unterholz zu streifen, hier und da Tierfährten zu untersuchen und dem Zwitschern der Vögel zu lauschen. Er ging weiter und weiter, und auf einmal wusste er nicht mehr, wo er war. Er irrte umher, versuchte, seine Fußspuren zurückzuverfolgen, aber keine Lichtung, kein Stein, kein Baum kam ihm bekannt vor. Schließlich gelangte er aus dem Wald hinaus und fand sich auf einem Hügel wieder, an dessen Fuß er ein Haus und eine Wiese sah. Er sah ein Auto, einen Garten, doch er erkannte nichts. Es dauerte mehrere Sekunden, bis er begriff, daß es das eigene Haus war, der Garten und das dunkelblaue Automobil der Familie.” (Ebenda, S. 327)

Die Deutung, die Siri Huvstedt dieser Geschichte gibt, kann ich nur teilweise folgen. Sie schreibt: „Die verwirrende Befremdlichkeit solcher Augenblicke, in denen das Vertraute absolut unbekannt erscheint, ist nicht bloß ein Streich, den das Gehirn uns spielt, sondern ein Verlust der äußeren Anhaltspunkte, die das Sehen strukturieren. Hätte sich mein Vater nicht verirrt, hätte er das Haus seiner Eltern auf der Stelle wiedererkannt.“ (Ebenda, S. 328)

Sicher ist richtig, dass der Verlust der äußeren Anhaltspunkte zu dem verwirrenden Nicht-Erkennen führt. Aber das hat nur bedingt damit zu tun,

dass sich der Junge in der Geschichte zuvor verirrt, aufgeregt oder verwirrt und ohne Verstehen auf das reagiert, was er sah als er vom Hügel auf das bekannte Haus hinunterblickte. Es war vor allem die plötzlich aus ungewohnter Richtung auftauchende ihm noch unbekanntes Perspektive des Blicks vom Hügel auf das Haus, die ein sofortiges und selbstverständliches Wiedererkennen verhinderte – jedenfalls für einige als quälend lang empfundene Sekunden. Doch diese Sekunden des Nicht-Erkennens sind Teil der Anstrengung des veränderten Verstehens, das in einer Ergänzung des bisherigen Verstehens erreichen muß, und dies ist immer wieder neu erforderlich.

In den *Philosophischen Untersuchungen* sagt Wittgenstein einmal, die Sprache sei wie eine alte, verwinkelte Stadt: Man kommt aus einer anderen Richtung und schon kennt man sich nicht mehr aus. Es kommt auf die veränderte Blickrichtung oder den Blickwinkel an, der unser vertrautes Verstehen zerstört. Doch ist Hustedts Beispiel von Täuschung und Verwirrung ebenso wie die Art von Nicht-Verstehen auf die Wittgenstein anspielt, noch eher harmlos: Es geht nur um eine kurze Täuschung im Bereich des Naheliegenden, Vertrauten. Hustedt überträgt ihre Beobachtung nicht darauf, dass das Verstehen alles Bekannten und Vertrauten stets einhergeht mit einem Auswählen und Verdrängen dessen, was für uns nicht vertraut, bekannt, verständlich ist. Könnte man die Fremdheit, Befremdung und das Missverstehen, das wir alle immer wieder erfahren, nicht durch die Erweiterung der Kenntnisse durch wissenschaftliche Erklärungen und Ausbildung eindämmen oder ganz abschaffen? Sollte man nicht doch die eine, alles umfassende absolute Perspektive etwas der Naturwissenschaften anstreben?

Ich werde argumentieren, dass dies eine vergebliche Hoffnung ist.

Das genaue Gegenteil ist richtig: Auch die allgemeinere Erklärungsmacht wissenschaftlicher Theorien ist nur zu haben, weil sie im Kontext endlich fehlbaren, alltäglichen und philosophischen Verstehens und Mißverstehens steht. Außerdem ist das, was wir angesichts der Fremdheit des unbegrenzbar Unverstandenen wirklich benötigen, gar nicht so sehr ein vollständiges Verstehen, sondern Vertrauen auf jenes weitere Verstehen jener Sachverhalte, die für uns relevant werden.

Ich behaupte also, dass alltägliches Verstehen eine Grenze, ja uneinholbare Bedingung und Kontext wissenschaftlicher, gerade auch naturwissenschaftlichen Erklärens bildet. Doch kann das richtig sein? Verhält sich nicht vielmehr so, dass das wissenschaftliche Erklären dabei ist, jedes alltägliche Verstehen nach und nach zu ersetzen? Ist dies nicht sogar ein guter, wünschenswerter Prozess der rationalen Aufklärung, den wir philosophisch unterstützen und beschleunigen sollten? Ich glaube, dass diese beiden Überzeugungen falsch sind. Denn die Selbstständigkeit des alltäglichen Verstehens ist Ausdruck der Positionalität menschlichen Seins: Wissenschaft ist kein Selbstzweck, sondern findet für Menschen statt. Alltägliches Verstehen kann deshalb aus logischen und erkenntnistheoretischen Gründen niemals vollständig ersetzbar sein. Ganz davon abgesehen, dass es auch nicht wünschenswert ist, dass dies geschieht. Im Gegenteil: Die Entwertung, der Absturz von alltäglicher Lebenskompetenz und Urteilsfähigkeit in die Bedeutungs- und Wertlosigkeit ist eine kulturelle Katastrophe. Und soweit er sich schon vollzogen hat, wird er auch die Wissenschaften beschädigen.

Aber um genauer zu zeigen, warum das so ist, müssen wir zunächst klären, was das eigentlich ist – „alltägliches Verstehen“. Was tun wir, wenn wir uns z.B. philosophisch über die Frage, was eine wissenschaftliche

Erklärung, Klarheit zu verschaffen suchen? Wir können nun nicht einfach eine empirische Erklärung neben die anderen der Wissenschaften stellen. Im Gegenteil. Wittgenstein weist uns darauf hin, dass eben deshalb, weil die Philosophie von allen Disziplinen dem alltäglichen Verstehen am nächsten bleiben muss, sie uns keine wissenschaftlichen Erklärungen anbieten darf:

„§ 126. Die Philosophie stellt eben alles bloß hin, und erklärt und folgert nicht. – Da alles offen daliegt, ist auch nichts zu erklären. Denn, was etwa verborgen ist, interessiert uns nicht. „Philosophie“ könnte man auch da nennen, was vor allen neuen Entdeckungen und Erfindungen möglich ist.

§ 127. Die Arbeit des Philosophen ist ein Zusammentragen von Erinnerungen zu einem bestimmten Zweck.“ (Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen)

Ich teile nicht die Überzeugung Wittgensteins, sollte er hier sagen wollen, dass es keinerlei Erklärungen und Entdeckungen in der Philosophie gibt. Man kann aber diese Stelle auch so lesen, dass Wittgenstein meint eine bestimmte charakteristische Form wissenschaftlichen Erklärens sei in der Philosophie unangebracht, nämlich die deduktiv-nomologische Erklärung. Eben diese auf logische Subsumption setzende Erklärungsform ist weder in der Philosophie noch im Alltag häufig nicht sachdienlich. Denn eine deduktiv-nomologische Erklärung erklärt ein individuelles Ereignis (oder einen Sachverhalt) dadurch, dass sie es unter ein Naturgesetz oder eine statistische Regelmäßigkeit unterordnet: Alles Individuelle und Besondere wird im Interesse des Allgemeinen, des subsumptiven Gesetzes, ignoriert. Das Ideal der deduktiv-nomologischen Erklärung ist insbesondere mit dem Modell einer absoluten, linear-monotonen Ordnung aller Sachverhalte und

Gesetze äquivalent. Die platonische Konzeption eines unwandelbaren absoluten Seins, das durch eine Weltformel ausgedrückt wird und aus der alles ableitbar wäre, führt dann zu der Unterordnung aller speziellen Naturgesetze.

Nur funktioniert menschliches Verstehen nicht deduktiv-nomologisch. Wir verfügen, weder jetzt noch in Zukunft, über keinen Begriff des Ganzen, der uns zu so einer Konzeption bekehren würde. Andererseits verstehen wird Dinge auf vielerlei Weise:

- durch Geschichten über ihre Entwicklung,
- durch die Angabe von Ursachen, die sie hervorbrachten,
- durch Angaben über die Funktion eines Dings und seine Geschichte.

In keinem dieser Fällen benötigen wir ein einheitliche, unwandelbare Idee, Axiom oder Gesetz, das alles, was wir wissen, zu einem hierarchisch geordneten Ganzen ordnet. Vielmehr scheint es so zu sein, dass erst dann, wenn wir einen Wissens- oder Theoriezusammenhang vollständig kennen, die Darstellung auf der Grundlage eines Prinzips, Axioms oder Formel eine elegante rhetorische Form der Darstellung wird. Doch erweisen sich Wissenschaftstheoretiker und Naturwissenschaftler in dieser Frage als die wahren Erben einer Platos: Das deduktiv-linear und damit monoton geordnete Ganze, das ein Absolutes ist, aus dem alles folgt, von dem aus alles erklärbar ist.

Dieser Platonische Traum von der einen, absoluten Wahrheit hat seinen festen Platz und macht auch Sinn in den unreflektierten Annahmen der Naturwissenschaft. Denn als bloß methodisches Prinzip aufgefasst, dass die Vereinheitlichung von wissenschaftlichen Theorien, auch über Disziplingrenzen hinweg, immer wieder versucht, macht er durchaus Sinn.

Doch er ist auch weiterhin als Schimäre wissenschaftlich wirksam. Dies zeigen z.B. die Arbeiten des Biologen und Nobelpreisträgers E. O. Wilson. In dem Buch "Die Einheit des Wissens" schlägt er vor, alle Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, ja überhaupt jeden Anspruch auf Wissen über die Wirklichkeit und somit auch alltägliches Wissen ausgehend von den Naturwissenschaften und beginnend mit Physik und Chemie zu vereinheitlichen. Edmund O. Wilson z.B. versteht Wissenschaft als die „Vernetzung von Wissen durch Reduktion“ (Einheit des Wissens, 93). Für ihn ist Reduktion die Zerlegung auf elementare Gesetzmäßigkeiten der Physik. Wittgenstein macht also auf einen wichtigen, immer noch aktuellen Denkfehler im Verstehen von Erklärung aufmerksam: Es geht nicht um die Allerallgemeinste und grundlegendste Erklärung, wie von Plato bis Heidegger in der einen oder anderen Form behauptet. Philosophisches Verstehen ist von anderer Art als eine deduktiv-nomologische Reduktion auf ein Gesetz. Eine solche Erklärung hebt das, was alltäglich selbstverständlich und fraglos ist, auf die Ebene der Beschreibung. Sie kann Einzelnes in seiner Einzel- und Andersheit vergleichen und würdigen oder aus seiner Geschichte heraus verstehen. Dabei liegt der Irrtum nahe, durch die verallgemeinernde, beschreibende Verbegrifflichung würde etwas ganz Neues, Anderes erst entdeckt, so dass ein Anspruch auf falsche Tiefe erweckt wird. Dies könnte Wittgenstein meinen, wenn er schreibt:

„§ 106. Hier ist es schwer den Kopf oben zu behalten, – zu sehen, dass wir bei den Dingen des alltäglichen Denkens bleiben müssen, und nicht auf den Abweg zu geraten, wo es scheint, als müssten wir die letzten Feinheiten beschreiben, die wir doch wieder mit unsern Mitteln gar nicht beschreiben könnten.“

Wollen wir Verstehen philosophisch aufklären, beschreiben wir weder etwas Tiefgründiges, noch etwas Unbekanntes. Doch gerade diese Vertrautheit ist das eigentliche Problem des Philosophierens. Sie führt zu der Überschätzung wie der Unterschätzung philosophischer Denkergebnisse und kann auch dazu führen, das wir nicht verstehen, was Verstehen ist. Doch soviel ist sicher: Unser Verstehen und verstehendes Umgehen miteinander und der Umgebung gehört zu den alltäglichen Fähigkeiten, die jeder von uns ohne Wissen und Bewusstsein vollzieht und handelnd durchlebt. „Muß ich wissen, ob ich ein Wort verstehe?“ (Anm. zu §§ 137f, ebenda) fragt Wittgenstein zweifelnd – und liefert sofort ein Gegenbeispiel, nämlich ein Missverstehen, das wir für ein Verstehen hielten. Unser alltägliches Verstehen schließt ein, dass wir nicht zur Kenntnis nehmen, was wir eigentlich unbefragt voraussetzen:

§ 129. „Die uns wichtigsten Aspekte der Dinge sind durch ihre Einfachheit und Alltäglichkeit verborgen. (Man kann es nicht bemerken, – weil man es immer vor Augen hat.) Die eigentlichen Grundlagen seiner Lebens fallen dem Menschen nicht auf. Es sei denn, dass ihm dies einmal aufgefallen ist. Und das heißt: das, was, einmal gesehen, das Auffallendste und Stärkste ist, fällt uns nicht auf.“ (Ebenda)

Was könnte „Auffallendste und Stärkste“ am alltäglichen Prozeß des Verstehens sein, dass uns normalerweise stets entgeht? Beginnen wir mit einem Vorschlag, der das Ergebnis der bisherigen Überlegungen und der Veranschaulichung aufnimmt. Sie lautet: Menschliches Verstehen und Missverstehen sind stets miteinander verbunden und zwar so, dass sie sich unter bestimmten Umständen ergänzen können.

Das würde aber bedeuten, dass jede Art des Verstehens begleitet und

ergänzt wird durch ihre Art des Mißverstehens. Welche Arten des Missverstehens können wir aber sinnvollerweise als mit alltäglichen Verstehen verbunden annehmen? Zum einen ist zu vermuten, dass die radikale Endlichkeit des Verstehens jeder Person die Seite des Missverstehens entscheidend prägt. Damit meine ich: Nur weil ich die Interessen, Erfahrungen, Erwartungen, Meinungen und Einstellungen habe, die ich habe, „verstehe“ ich etwas auf eine bestimmte Weise. Um es etwas drastischer, gar dramatischer zu formulieren: Das, was wir glauben klar, vertraut und selbstverständlich verstanden zu haben, beruht schon immer auf einem Missverstehen, das durch all das bedingt ist, was ich eben nicht an Interessen, Erfahrungen, Erwartungen, Meinungen und Einstellungen teile und berücksichtige. Wollten wir dies weiter zuspitzen, ohne die Möglichkeit des Verstehens zu leugnen, so können wir sagen: Erst die Weise wie wir unser Verstehen aus dem Bereich des Unverstandenen und damit des Missverstehens herausheben, macht das möglich, was wir Verstehen können.

Dass jedes Verstehen Missverstehen voraussetzt, bedeutet dann auch, dass anderes Verstehen möglich ist. Die theoretische Form der Anerkennung der Begrenztheit meines Verstehens würde besagen: Jede einzelne meiner Überzeugungen, jedes einzelne Verständnis könnte sich auch als falsch erweisen. Dies muss ich selbst dann zugestehen, wenn Verständnisse für mich praktisch unbezweifelbar sind. Wichtig ist hier: der Unterschied zwischen „alle“ und „jede“. Denn es nicht möglich, dass alles Verstehen gleichzeitig auch Missverstehen ist. Doch wichtig ist eine andere Form der Anerkennung der Begrenztheit meines Verstehens und der Beziehung zu möglichen anderen Verständnissen: Mein Verstehen kann Teil unseres Verstehens sein, wenn ich mir klarmache, dass ich nur als Teil

einer Gemeinschaft etwas verstehe.

Damit wir zu unserem alltäglichen, für uns lebbareren Verstehen der Welt, Tatsachen und Menschen gelangen, ist es also erforderlich, dass ein gelingendes Verstehen einiger weniger Eigenschaften auf einem Auswählen, Eingrenzen und Bewerten beruht, das viele andere Eigenschaften ignoriert. Wir verstehen etwas, dass z.B. diese Vase zu Boden fiel, weil ich sie angestoßen habe und sie in die Nähe der Tischkante stand, weil das, was wir letztlich erfassen, eine große Zahl anderer Bezüge, Eigenschaften und Prozesse, die denselben Vorgang des Falls der Vase betreffen, beiseite lassen. Anders betrachtet, mit den Begriffen der Physik der Elementarteilchen beschrieben, gibt es nicht einmal die Vase und mein Stoß verschwindet ebenso wie der Fall. Wir können die wechselnde Verteilung von Atomen, Elektronen und anderen Elementarteilchen beschreiben. Doch daraus wird niemals der Fall einer Vase. Was ich da über den Fall der Vase gesagt habe, so könnte man meinen, ist zu einem Gutteil einfach falsch. Denn nur die Mikrophysik beschreibt ja die „wirkliche Welt“. Nein, denn es handelt sich um zwei Weisen des Verstehens, die – weil eben beide nicht nur unvollständig, ignorant und mit Anspruch auf Exklusivität auftreten – beide nicht ineinander übersetzbar sind.

Aber bringen wir die Kontext- oder Rahmungsleistung des alltäglichen Verstehens ins Spiel, so können wir das wissenschaftliche Verstehen, nur aushalten und “leben”, weil uns – fraglos und selbstverständlich – die andere alltägliche Weise des Verstehens immer schon zur Verfügung steht. Doch wenn jede Form menschlicher Erkenntnis nur ein teilweises, von Missverständnissen begleitetes Verstehen erlaubt, dann wird es umso mehr nur eine eingeschränkte, selektive Beziehung

zwischen zwei unterschiedlichen Verstehensweisen geben können. Wissenschaft und Alltag sind demnach unterschiedlich zugeschnittene Praktiken und Verstehensweisen.

Deshalb kann auch dann, wenn alltägliches Verstehen in wissenschaftliches Verstehen ständig übergeht und *vice versa*, allein alltägliches Verstehen den Ausgangspunkt bilden und für die übergreifenden Bewertungen zuständig sein. Die Missverständnisse und emotionalen Reaktionen beider Verstehensweisen aufeinander gehören ebenso in den Grenzbereich wissenschaftlichen Verstehens wie die Fehldeutungen von Wissenschaften zum alltäglichen Welt- und Selbstverständnis heutiger Menschen gehören. Da ist z.B. die sprichwörtliche abstrakte Verstehensweise, die „Realitätsfremdheit“ des theoretisch denkenden Wissenschaftlers, der sich weigert, sich in seinen Urteilen auf die individuellen Umstände einer Situation einzulassen und auf seinen Theorien besteht. Dem steht die Naivität des alltäglichen Verständnisses der Wissenschaften und ihrer Resultate gegenüber. Sie zeigt sich im Glauben an die Wunder, die von der Wissenschaft zu erwarten seien genauso wie in der Weigerung, zur Kenntnis zu nehmen, was die tatsächliche Verlässlichkeit der Resultate wissenschaftlicher Forschung sind.

Wie also richtig und philosophisch mit der Befremdung umgehen, die von platonisierenden Naturwissenschaften und ihrem imperialistischen Anspruch auf Herrschaft ausgeht? Hier ist es ratsam, von einem guten historischen Beispiel auszugehen. Ich wähle Thomas Reid. Der in Deutschland kaum bekannte Begründer der schottischen Philosophie des Common Sense setzte gegen die Argumente Berkeleys und Humes gegen die Existenz der materiellen Außenwelt auf ein aus der Lebenspraxis

stammendes Mittel, um der Skepsis zu begegnen. Auf das praktische Vertrauen in die Existenz der lebensweltlich zugänglichen Dinge Menschen: "It is metaphysic, say they: who minds it? Let scholastic sophisters entangle themselves in their own cobwebs; I am resolved to take my own existence, and the existence of other things upon trust."¹ Weil es keine absolute, vollständige Begründung unserer Überzeugungen gibt und geben kann, die jeden Zweifel ausschließt, werden auch die Erkenntnisanstrengungen der Wissenschaften nur dann erfolgreich sein, wenn sie getragen werden durch die Einsicht in Grenzen, die durch die Gleichzeitigkeit von Verstehen und Missverstehen gesetzt sind. Alle Verständnisse, Interpretationen, empirischen Aussagen, alle Entschlüsse, Bewertungen und Einschätzungen, gewinnen in dem Wissen ihrer Begrenztheit und ihres Angewiesensein auf alltägliche Verständnisse und Haltungen, die Menschen miteinander teilen können, erst ihre Festigkeit ihren Bezugspunkt. Z.B. ist Vertrauen in die Möglichkeit, die für das Handeln relevante Wahrheit über die Wirklichkeit erkennen zu können, keine moralisch-strategische Annahme, die sich verordnen lässt, sondern eine stille, alltägliche Gewissheit. Sie ist nicht logisch und theoretisch zu rechtfertigen, sondern durch den praktischen Erfolg einfach gegenwärtig wirksam. Sehr wohl aber kann sie von einer alltäglich verständlichen gefühlsmäßigen Haltung zu unseren Anstrengungen her gestützt werden.

Denn was ist die Alternative? Von Sextus Empiricus bis Fritz Nietzsche und Paul Feyerabend ist in der Philosophie immer wieder aus der Möglichkeit und der Tatsache des Irrtums skeptisch gefolgert worden, dass die Wirklichkeit unerkennbar ist. Schlimmer noch: man kann vielen

1S. 104 in: The Works of Thomas Reid, D.D. -Two-volume complete edition of Reid's published works, ed. By Sir William Hamilton, Bart. Eighth Edition, Edinburgh 1895. Nachdruck 1983, Georg Olms Verlag, Hildesheim.

Philosophen vorwerfen, dass sie zwar skeptisch, aber nicht skeptisch genug waren. Der Satz des Sokrates, dass er weiß, dass er nichts weiß, will er das Paradox vermeiden, sollte eigentlich lauten: Ich vermute, dass ich nichts weiß. Denn, wie wir sahen, kann ich, wenn ich nichts weiß, auch nicht wissen, dass ich nichts weiß.

Wenn wir, *for the sake of the argument*, Descartes' Annahme akzeptieren, dass schon die Möglichkeit des Zweifels hinreicht, um eine Aussage zu bezweifeln, so ist eigentlich jede wissenschaftliche Erklärung unmöglich geworden. Denn das Cogito, ergo sum ist eine leere Formel, die auf alle möglichen Erkenntnisse nur abstrakt bezogen ist – und begründet deshalb keine von ihnen. Wir sahen ja bereits, dass jedes alltägliche Verstehen mit Missverstehen einhergeht. Verstehen kann aber durchaus mit Missverstehen einhergehen, ohne das dies uns zu skeptischen Folgerungen nötigt, wenn es stets auch möglich bleibt, sich in weiteren Erfahrungen und Überlegungen zu einem Thema, im Austausch mit und Lernen von anderen Menschen mit Missverständnissen auseinanderzusetzen.

Es kommt also vor allem auf die methodische Haltung an, die wir dem gegenüber, was wir alltäglich zu verstehen glauben, einnehmen: Wir sollten unserem Verstehen vertrauen und annehmen, dass es entweder zutreffend oder korrigierbar ist. Nur die Annahme, dass wir richtig verstanden haben oder die Verbesserung unseres Verstehens möglich ist, erhält den Prozess des Verstehens am Leben. Wenn wir gelassen und ehrlich gegen uns selbst und andere davon ausgehen, dass Verstehen schon mit jedem Sprechen auch gelungen ist, hat die Korrektur von Missverständnissen eine Chance: Sie kann vertrauensvoll erfolgen und wird durch die nächsten Schritten in der Folge der Interpretationen möglich. Allerdings: „Die verwirrende Befremdlichkeit solcher

Augenblicke, in denen das Vertraute absolut unbekannt erscheint“ von der Siri Huvstedt spricht, bleibt für immer bestehen – wir entkommen ihr nicht. Sie kann zum Stachel im Fleisch unserer Gewißheiten werden, jedoch auch zum stimulierenden Motiv und zur Sehnsucht nach anderem, neuem Verstehen, anderen Interpretationen, die sich mit dem Vertrauen auf die Möglichkeit des nächsten Schritts im Verstehen verbindet.

Die Verlässlichkeit des Erkennens in Wissenschaft und Alltag

Blicken wir noch ein letztes Mal auf Platos Kritik des alltäglichen Sehens zurück. Diese basierte auf der stillschweigenden Annahme, dass philosophische Erkenntnis die absolute, unwandelbare Wahrheit nicht nur erfassen sollte, sondern auch erkennen kann. Genau darin, in dieser Orientierung an dem Erkennen der unwandelbaren Wahrheit unterscheidet sie sich von alltäglicher, sinnlicher Erfahrung. Vom bloßen Trug des Werdens zum Erkennen des Seins durch Umwendung der Seele lautete Platos zentrale These des Höhlengleichnisses. Nun hatte ich Platos These kritisiert und verworfen. Aber muß ich nicht, ebenso wie Plato nur eben für die entgegengesetzte Instanz der alltäglichen Erfahrung genau denselben hohen Anspruch auf absolute Wahrheit für die alltägliche Erkenntnis erheben? Doch eben diesen Überbietungs- und Absolutheitsanspruch benötigen wir nicht, um die Funktion alltäglicher Erfahrung zu begründen, als Ausgangspunkt und Rahmen für spezielle Arten von Erkenntnis dienen zu können. Es genügt vielmehr, wenn wir darauf verweisen, dass das niemals aufzulösende Verhältnis von Verstehen und Nicht-Verstehen nur dadurch respektiert werden kann, dass wir uns auf alltäglich bewährte, zwischen vielen Menschen geteilte Überzeugungen praktisch verlassen können – wie z.B. auf die

Überzeugung, dass eine Vase am Rande eines Tische, wenn sie angestoßen wird, zu Boden fallen wird. Dass wir aber in jedem einzelnen Fall zum Lernen bereit sind, wo z.B. Vasen, die einen Stoß erhalten haben in der Luft schweben.

Weil es um die Lebensform der Menschen geht, die durch Visualität erschlossen, getragen und gestaltbar wird, geht es auch um die Möglichkeit von Moral. Denn es gibt keine Praxis, in der wir nicht aus der Situation heraus zwischen dem Guten und dem Bösen ebenso wie zwischen Wahrheit und Irrtum unterscheiden, ohne dabei den Anspruch auf die Kenntnis des absoluten Guten erheben zu können. Deshalb gilt auch für die Erkenntnistheorie der Moral die Unauflöslichkeit des Verhältnisses von Verstehen und Nicht-Verstehen. Dieses Verhältnis hat der französische Philosoph T. Todorov in seinem wunderbaren Buch "Hope and Memory. Lessons from the 20. century" folgendermassen beschrieben:

"Eine Maxime für das 21. Jahrhundert könnte sehr wohl sein, dass wir nicht damit beginnen sollten, das Böse im Name des Guten zu bekämpfen, sondern damit, dass wir die Gewissheiten von Leuten angreifen, die behaupten stets zu wissen, wo Gut und Böse zu finden sind. Wir sollten nicht gegen den Teufel kämpfen, sondern gegen das, was dem Teufel das Leben ermöglicht – eben gegen das manichäische Denken selbst, dass alles immer Gut und Böse aufteilt." (Ebenda, S. 195)

Dass Todorov nicht die moralische Unterscheidungsfähigkeit zwischen Gut und Böse angreift, sondern den absoluten Anspruch mit dem das geschieht, wird in seinem Buch "Angesichts des Äußersten" deutlich, wo er aus dem Roman von W. Grossman "Leben und Schicksal" zitiert in dem

es heißt: „Ich glaube nicht an das Gute, ich glaube an die Güte.“ (Ebenda, S. 22) Die Güte meint bei Grossmann ein spontanes, unbedachtes Handeln, das um des Anderen willen erfolgt, nicht aber um ein objektives Gutes zu verwirklichen. Dem menschenfeindlichen objektiv Guten setzt Grossmann die Achtung vor dem Menschen als Mitmenschen entgegen. Dem Dissidenten Madjarow in „Leben und Schicksal“ legt er ein Bekenntnis zur Zwischenmenschlichkeit als moralischen Wert in den Mund: „Wir alle sind zuerst einmal Menschen, ... die Menschen sind gleich, weil sie Menschen sind. ... beginnen wir damit, dass wir den Menschen achten, bedauern, lieben wollen, anders geht es ganz und gar nicht.“ (Ebenda, S. 296)

Doch ich will mit dieser Überlegung zur anti-platonischen Moral der unbedachten Güte nicht der Beantwortung der Frage nach der Legitimität alltäglicher und wissenschaftlicher Praxis des Verstehens ausweichen. Es geht vielmehr darum, sie in veränderter Form zu stellen. Sie lautet so verändert: Was spricht dafür, dass wir – von Ausnahmen abgesehen – im Alltag die Wirklichkeit unserer Um- und Mitwelt im großen und ganzen richtig verstehen, sie richtig handhaben und das wissenschaftliche Erklärungen als legitimes Verstehen in sie eingebettet sein können und sein sollten? Worin besteht diese Praxis alltäglichen Verstehens, die sich heute immer schneller verändert, weil sie stärker durch wechselnde wissenschaftliche Erklärungen und technische Praktiken erweitert wird? Ist es denn dann trotzdem richtig, dass eine Grenze der Wissenschaften und ihrer Erklärungen darin liegt, dass sie eine umfassende Praxis alltäglichen Verstehens benötigen? Benötigen – wozu und wie? Wissenschaftliche Theorien und wissenschaftliches Verstehen „benötigen“ alltäglichen Verstehens in mehreren Hinsichten, die in diesen Vorlesungen

schon angeklungen sind. Wir wollen sie jetzt in drei Punkten zusammenfassen:

1.) Direkter Wirklichkeitszugang im Vollzug des Lebens miteinander.

Alltägliches Verstehen gestattet einen direkten Wirklichkeitszugang, den Menschen im Austausch und in der Teilung des Lebens miteinander herstellen. Alltägliches Verstehen entsteht somit durch die geteilte Praxis des menschlichen Lebens und ist der einzige immer vorhandene und in einer großen Zahl unterschiedlicher Situationen gelingende Zugang zur mitmenschlichen wie auch physischen Umgebung. Alltägliches Verstehen gestattet eine Art der Wirklichkeitszugangs, die von konkurrierenden, widersprechenden, falschen ebenso wie von fantastischen und illusionären Heilslehren und wissenschaftlichen Theorien und Ergebnissen Bestand haben kann. Einfach deshalb, weil es als alltägliche Praxis von ihnen weitgehend unabhängig sein kann.

2.) Stabilität und Gegenwart geteilter Überzeugungen.

Um wissenschaftlich etwas erkennen zu können, benötigen wir Überzeugungen, die wir mit den Menschen teilen, mit denen wir koordiniert handeln und sprechen. Nur alltägliches Verstehen und geteilte visuelle Erfahrung kann eine gemeinschaftlich zusammenhängende, rahmende Hülle von Überzeugungen ergeben, die fähig ist, konkurrierende Theorien und Disziplinen und andere Formen von Konflikt und Dissens zu verbinden. Denn alltägliche Überzeugungen betreffen Gegenstände allgemeiner Erfahrung und sie ist in einer gegenüber konkurrierenden Theorie neutralen natürlichen Sprache verfasst. Diese geteilten alltäglichen Überzeugungen sind vage, aber sie sind praktisch unbezweifelbar und immer verfügbar. Sie können sowohl den Ausgangs- wie den Endpunkt wissenschaftlicher Ergebnisse und Leistungen miteinander verbinden und

können dazu dienen wissenschaftliche Theorien und Technologie extern zu bewerten.

3.) Gefühle und Bewertungen gewinnen Realität dadurch, dass wir sie miteinander teilen können.

Nur durch ihre Ausdeutung in der Sprache alltäglichen Verstehens und Nicht-Verstehens lassen sich wissenschaftliche Resultate und Erklärungen in einer gemeinschaftlichen Lebenspraxis in ihrer Relevanz für Menschen lokalisieren und von da aus global und extern bewerten (wie in 2 geschildert). Anders als in der Wissenschaft sind im alltäglichen Verstehen und Sprechen die Überzeugungen, Erfahrungen und Bewertungen von Menschen umfassend nicht nur mit- und füreinander kommunizierbar, sondern direkt teilbar. Moralische, aber auch andere praktische Bewertungen und Einschätzungen sind deshalb häufig nur in der Sprache des alltäglichen Verstehens herstellbar und formulierbar.

Kurzum, diese These besagt. Es gibt praktische Befähigungen, Leistungen und zwischenmenschliche Formen der Lebensteilung wie die alltägliche visuelle Erfahrung, die den Wissenschaften, ihren Theorien, Experimenten und Erklärungen bereits vorausgehen und zur Verfügung stehen müssen, damit sie ihre Erkenntnisaufgabe erfüllen können.

Der in 1.-3. beschriebene Vorrang des alltäglichen Verstehens und der natürlichen Sprachen gegenüber den theoretischen Sprachen der Wissenschaft ist nicht durch einen Wahrheitsanspruch begründbar wie ihn Plato erhoben hatte. Im Gegenteil, dieser Vorrang gerade mit der anti-platonischen Eigenschaft der zwischen Menschen als Zeitgenossen geteilten Gegenwart von Zeit und Raum begründen. Mit dem Wort eines Sufi-Mystikers gesagt: "Es gibt einen Raum jenseits von wahr und falsch - da treffen wir uns." Dieser Raum ist der praktische Lebensalltag. Der

Vorrang der Praxis, schließt die Visualität als Lebensform ein, weil er einen allgemeinen Zusammenhang des Handelns und Lebens von Menschen herzustellen vermag, die sich als Zeitgenossen von Angesicht zu Angesicht begegnen.

Doch hat dies relativ unbestimmte, vage, alltägliche Verstehen, für dessen Bedeutung ich in diesen Vorlesungen plädiere, gegen die Macht der Wissenschaften und die gern auch von ökonomischen Interessen unterstützte Position des Szientismus und anderer philosophischer Überschätzungen wissenschaftlicher Errungenschaften eine Chance? Wie können wir positiv die Leistung des alltäglichen Verstehens verständlich machen, wenn doch das Missverstehen ein ebenso universelles Phänomen wie das Verstehen ist? Gerade weil es keine absolute, vollständige Begründung von Erkenntnis geben kann, die jeden Zweifel ausschließt, können die Erkenntnisanstrengungen der Wissenschaften nur dann erfolgreich sein, wenn sie getragen werden durch Bewertungen und Einschätzungen, die auf alltäglichen Verständnissen von geteilten Gefühlen basieren – und eigentlich ist das schon immer, auch wenn es gerade von vielen Naturwissenschaftlern eingestanden, bei gut und lebensdienlich funktionierender Wissenschaft bereits der Fall. So ist auch Vertrauen in die Möglichkeit, die passende, unserem Fragen angemessene Wahrheit über die Wirklichkeit erkennen zu können, eine Annahme, die nicht logisch oder empirisch zu rechtfertigen ist, die aber sehr wohl mit einer alltäglich verständlichen gefühlsmäßigen Haltung zu unseren Anstrengungen zu tun hat: Ich meine die Haltung des Vertrauens und der Hoffnung.

Wir sahen, ein jedes Verstehen geht stets mit einem Missverstehen einher, das wir nicht aufklären können, gerade weil wir so und nicht anders

etwas verstanden haben. Das heißt nicht, dass Missverstehen gut oder anstrebenswert ist. Es bedeutet vielmehr, dass wir uns niemals der Wahrheit oder Richtigkeit unserer Überzeugungen und Theorien völlig sicher sein können – auch wenn wir solange als möglich an ihnen festhalten. Die Abwesenheit absoluter Wahrheiten bedeutet aber, dass wir uns bewusst sein sollten, dass wir uns mit unumgänglichen Irrtümern und Missverständnissen auseinandersetzen haben, wenn sich dies als erforderlich erweist. Deshalb kommt es auf die Haltung an, die wir dem gegenüber, was wir alltäglich zu verstehen glauben, einnehmen: Wenn wir unserem Verstehen vertrauen und annehmen, dass es entweder richtig verstanden oder korrigierbar ist, bleiben wir offen für das Lernen an der Erfahrung.

Nur dann, wenn wir davon ausgehen, dass, auch angesichts aller bereits korrigierten Irrtümer und Missverständnisse, Verstehen weiter gelingen kann, hat die Korrektur von Missverständnissen eine Chance. Dieses Prinzip der Ökonomie des Vertrauens und der Hoffnung auf das verbesserbare Verstehen hat fruchtbare Konsequenzen. Diese Annahme ist nicht nur in der Sprachphilosophie, Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie wichtig, sondern auch in der Kommunikationstheorie und Hermeneutik. Dies Prinzip wird in der heutigen Philosophie aber höchstens in der Sprachphilosophie in der dürftigen Gestalt des *principle of charity* oder Prinzip der Nachsichtigkeit berücksichtigt. Das Nachsichtigkeitsprinzip formuliert z.B. D. Davidson (Davidson, 1984) als Konsequenz seines Holismus sprachlicher Bedeutung, wenn er schreibt, dass das Verstehen der Bedeutung von Sätzen am besten auf dem Hintergrund der Kenntnis möglichst vieler anderer Sätze gelingt.²

²Donald Davidson schreibt z.B., "... the more sentences we conspire to

Eine interessantere und stärkere Variante dieses Prinzips des alltäglichen Verstehens müsste aber auch die Einstellungen der Kommunizierenden zueinander berücksichtigen. Dann geht es darum, den effektiven Sprach- und Informationserwerb und das Gelingen des Verstehens mit in unsere Selbstverständnisse als Verstehende einzubeziehen. Der Zusammenhang zwischen Satzverstehen, Erkennen und Vertrauen in den Zusammenhang der Aussagen wurde aber nicht erst von modernen Theoretikern von Sprache und Kommunikation – wie etwa Davidson, Habermas und Grice – erkannt. Explizit wurde es vielmehr zuerst von dem bereits erwähnten Thomas Reid im Jahre 1764 als „principle of credulity“ und "principle of veracity" formuliert (Thomas Reid, 1895, S. 196). Diese beiden Prinzipien Reids besagen, dass eine Ausgangsbedingung sprachlicher Verständigung und des Sprachenlernens das Vertrauen in die Wahrheit und Richtigkeit der Mehrheit dessen ist, was Menschen glauben und anderen Personen gegenüber äußern. Der Sprach- und Erkenntnistheoretiker Thomas Reid legt ein Gedankenexperiment nahe: Würden Kinder von ihren Eltern und anderen Kontaktpersonen konsequent belogen, so würde ihre Lern- und Kommunikationsfähigkeit so grundsätzlich beschädigt, dass sie für den Rest ihres Lebens in ihrer Erkenntnisfähigkeit beeinträchtigt wären. Ja, Reid vermutet sogar, dass diese Kinder sprach- und lebensunfähig würden. Beachten Sie bitte: Der Sinn dieses Prinzips ist nicht, den Wahrheitsanspruch irgendeines Satzes auf Wahrheit zu begründen. Es geht vielmehr darum, dass das Vertrauen auf Wahrheit und Richtigkeit gegenüber der Mehrzahl der Äußerungen unserer linguistischen Umgebung eine Vorbedingung für das Gelingen von

accept or reject, the better we understand the rest, whether or not we agree." In: *Inquiries into Truth and Interpretation*, Clarendon Press, Oxford 1984, S. 137.

Kommunikation und Verstehen ist.

Nicht nur, aber gerade auch dann, wenn es sich um komplexe, aus vielen Schritten und vielen Partnern bestehende sprachliche Verständigungsprozesse handelt, können wir gar nicht anders: Das Vertrauen muss jedem Zweifel an einem Schritt dieses Prozesses vorausgehen. Solange keine Gründe für das Gegenteil vorliegen, ist es nicht nur unangemessen, unhöflich oder gar pathologisch ständig zu zweifeln, sondern es verhindert auch das Verstehen des Anderen und der Wirklichkeit. Nur wenn aufgrund des Vertrauens auf Wahrheit und Richtigkeit ein Verstehen bereits gelungen ist und sich für uns bewährt hat, können wir unserem Gegenüber auch dann weiterhin Glauben schenken, wenn wir einzelne seiner Aussagen bezweifeln. Und „bezweifeln“ heißt dabei nur: Aus guten Gründen heraus eine einzelne Aussage des Anderen nicht als richtig akzeptieren. Denn die generelle Haltung des kommunikativen Vertrauens zwingt uns nicht dazu, alles als wahr, richtig und rational zu akzeptieren, was eine andere Person behauptet. Wissenschaftliches Verstehen und Kommunikation bedarf aber des Vertrauens in subjektive Richtigkeit und objektive Wahrheit, um erfolgreich in die Folge der Interpretationen umgesetzt werden zu können.

Ich möchte diese Vorlesung mit einer Bemerkung zu der 1. Eigenschaft des alltäglichen Verstehens abschließen, nämlich zu dem unmittelbaren, direkten Verstehen der Wirklichkeit. Es bedarf keiner außergewöhnlicher Erfahrungen, um zu jenem alltäglichen Verständnis von Wirklichkeit zu gelangen, das aller Wissenschaft vorausgeht. Doch deshalb gibt es eine unserer Aufmerksamkeit normalerweise entzogene Ebene, über die wir alle meinen, dass alle Erfahrungen sie zugänglich machen. Ich meine damit die Widerständigkeit und Beharrlichkeit alles

dessen, was wir in seiner Unverfügbarkeit auch als “Wirklichkeit” oder “Existenz” bezeichnen. Im letzten Akt des “Hannibal” von Grabbe sagt Hannibal, bevor er sich mit Gift umbringt: “Aus dieser Welt fallen wir nicht, wir sind nun allzumal darinnen”.

Doch wie können wir diese unter Selbstverständlichkeiten verschüttete Ebene philosophisch verstehen? Ein erster Schritt wäre: Wir müssen ein wenig nachlassen in der Aufmerksamkeit auf die jäh besonderen, für uns gerade interessanten kontingenten Gegenstände des Alltags – und auf das aufmerken, was an ihnen gemeinsam ihre Unabhängigkeit und ihr Widerstehen ausmacht. Doch eine eigenständige Begrifflichkeit für die Beschreibung des Eingelassensein in die Wirklichkeit der uns umgebenden Welt zu finden, gibt es kaum. Unsere Sprache dient normalerweise anderen Zwecken. „Beharrliche Unverfügbarkeit“ oder auch „Widerständigkeit“ sind nur unzulängliche Annäherungen. Besser und anschaulicher gelingt dies dem Gedicht von H.M. Enzensberger, das diesem Verstehen der widerständig-beharrlichen Wirklichkeit nachspürt:

Lautlos versichert die Welt mir,
daß sie da ist, geduldig,
augenblicklich, immer von neuem:
der Staub, in der Hitze flimmernd,
auf dem Daumen der Hammer,
mit ihren Krallen die Katze,
auch jene fliehende Wolke dort,
die der Wirklichkeit so leicht keiner nachmacht.
Sie fragt nicht nach euch,
liebe Mystiker, äußert sich nicht,

wenn ihr sie wieder einmal
für Augentrug haltet.
„Konstruktivismus“,
Philosophengemurmel,
physikalische Träumereien,
„ein paar Quarks und sonst nichts“,
läßt sie auf sich beruhen.
Sie hört nicht auf euch, die Welt
mit ihren Katzenaugen.
Sie läßt euch reden, geduldig,
so lang, bis sie zuschlägt
mit ihren Krallen, spielt
noch ein Weilchen mit euch,
vergißt euch, und bleibt.